

Rauchdruck verboten.

24)

Der Unkenteich.

Roman von Gertrud Franke-Schiebelbein.

Diese Nacht schlief Richard wenig. Hans Martin warf sich unaufhörlich herum, flüsterte und murmelte vor sich hin. Jeden Dienst Richards wehrte er heftig ab oder ertrug ihn widerstrebend, mit offener Qual. Und dann, gegen Morgen, war Richard doch eingedämmert.

Plötzlich aber fuhr er auf, — ein leises Geräusch.

Da stand Hans Martin, halb bekleidet, im Begriff, seine Jacke überzuwerfen.

„Jung', bist Du toll?“ schrie Richard. Er packte ihn wie mit eisernen Klammern, außer sich vor Schmerz, Zorn, Empörung.

Und nun ein Ringen. Stumm, mit knirschenden Zähnen, suchte die schwächliche Gestalt sich aus den eisenharten Muskeln, deren Griff sie umspannte, loszuwinden. Bitternd bäumte, duckte, schnellte der elastische Körper sich empor, bis er in chnmächtiger Schwäche, von trampfhaftem Husten erschüttert, zusammen sank.

Richard Volkmar entkleidete ihn wieder und legte ihn ins Bett, sorgsam wie eine Mutter.

„Hans,“ sagte er dann ruhig, „Du wolltest durchbrennen?“

„Lieber verrecken auf der Straße, als Ihre Wohlthaten annehmen!“ schrie Martin.

Richard lächelte traurig. „Bin ich Dir zu schlecht dazu?“

Hans Martin schwieg trozig.

„Meinerhaupte — Wohlthaten, so ein großes Wort. Und dasselbe hätt' ich doch einem kranken Hunde gethan, wenn ich ihn hilflos auf der Straße gefunden hätte.“

Er sprach lange und eindringlich zu ihm, wie zu einem erwachsenen, reifen Menschen.

„Weil Du entdeckt hast, daß ich eben auch nur ein fehlerhafter Mensch bin, hast Du das Vertrauen zu mir verloren, nicht wahr, mein Jung'?“

Hans Martin nickte. Große Thränen rannen ihm langsam die Wangen herab.

Aber wart's nur ab. An Dir selber merkst Du eines Tages, daß keiner unbescholtenen Fußes durch den Schmutz des Lebens geht. Und daß es bloß darauf ankommt, nicht ganz darin zu versinken.“

Er bog sich hinab und legte seine Lippen wie segnend auf die heiße Stirn des Knaben.

Da umklammerten ihn ein paar junge Arme wie in höchster Seelennot. Glühende Lippen stammelten dicht an seinem Ohr verzweifelte, schambaste, reuevolle Bekenntnisse: verloren, beschmüht, von Leidenschaften hinabgezerrt!

„Mein Jung', mein Jung', nur ruhig! Es wird ja alles gut!“

„Gerr Doktor! Helfen Sie mir! Verlassen Sie mich nicht! Verzeih'n Sie mir!“

Ein sonderbares Stilleben spielte sich jetzt in dem von den Novemberstürmen umbrauten Säuschen im Neul ab.

Ein verkehrter Mann, in voller Jugendkraft schon fertig mit allem landläufigen Lebensglück, — ein Knabe, der eben erst den Becher des Genusses hatte an die Lippen setzen wollen, und dem er schon zerquetscht vor den Füßen lag — zwei Leidensgefährten hausten dicht bei einander in den niedrigen Stuben.

Und daß sie so beisammen sein durften, war beiden das Beste, was ihnen das Leben gelassen hatte.

Alle leidenschaftliche Zärtlichkeit des unverbrauchten Mannesherzens, die frei geworden war und gegenstandslos, seit er sein Weib verloren, die stürzte sich auf den Kranken Knaben und küßte ihn ganz ein, weich und schonend, wie eine zerbrechliche Kostbarkeit.

Aus dem Kampf zwischen Zorn und Liebe war, als die glühenden Ströme verdampften, ein kalter, fressender Grimm gegen Vene zurückgeblieben. Das Schlimmste, was er erduldet, hatte sie ihm zugefügt.

Aus welchen Gründen, das blieb sich gleich.

Es war auch etwas wie verletzte Eitelkeit dabei, kleine,

scharfe, stichende Dornen: Du, ein solcher Mann — ein so hochgebildeter Mann — und sie, das einfache Geschöpf!

Immer mehr verhärtete er sich in Trotz und Groll gegen sie.

Selten nur noch, in stillen Nachtstunden, kam der Schmerz und brach wie Blut aus einer alten Wunde.

Dann wußte er, daß er sie nie vergessen könne. Eine Herzensangst um sie, um das junge Kind, die schutzlos in der Welt herumirrten, packten ihn. Aber nein — Thorheit! Sie saß wohlversorgt auf der Drosselburg. Das war ihm gewiß. Wohin sollte sie sich sonst gewandt haben?

Er hätte den Versuch machen können, ihren Aufenthalt zu erfahren, sie zu unterstützen. Aber sie wollte es ja nicht. Sie war fortgelaufen, hatte ihn im Stich lassen können in der furchtbarsten Notlage.

Wenn sie's aushalten kann, ei, so kann ich's auch, dachte er.

Sie mußte den ersten Schritt thun. Er sollte ihr nachlaufen? Nie und nimmermehr! Manchmal fiel's ihm glühend aufs Herz, wie wenig er sich an dem Kinde gefreut hatte, so lange er's täglich haben konnte.

Jetzt wünschte er sich ein Bild von ihm. Er konnte sich keine deutliche Vorstellung mehr von ihm machen. Bloß etwas Großäugiges, Lachendes, mit blitzenden Zähnen, weichem Mäulchen, mit Grübchen in allen Gliedern schwamm vor seiner Erinnerung, so unwirklich hold und entzückend wie ein Traum.

Aber er hatte für Träume keine Zeit übrig.

Neben seinen Schulpflichten die Krankenpflege, es war fast zu viel.

Hans Martin war ein musterhafter Patient. Es schien, als brauche er nichts weiter als den Anblick seines Freundes, um sich wohl zu fühlen. Still und geduldig lag er in seinem Bett und ertrug heroisch, ohne Klage, die Schmerzen und Unbequemlichkeiten seines Leidens.

Die Steigenberg fragte ab und an — während Richards Abwesenheit — nach seinen Wünschen.

Doktor Reinhold sprach täglich vor. Er schien etwas verwundert, daß die Besserung sich hinauszögerte. Aber er hatte nicht die geringsten Bedenken.

„Es reguliert sich schon; reguliert sich schon,“ war seine Lieblingsredensart. Er überließ alles der Natur. Das war das Bequemste.

Er brachte immer einen ganzen Schwaden frischer Zuversicht, Lebenslust, Optimismus mit herein ins kleine, dunkle Zimmer. Das Geheimnis seiner Erfolge lag wesentlich in seiner Person.

Wer so heiter, rosig, urgesund ausah wie er, der mußte an sich selber die bekömmlichste Lebensweise ausprobiert haben und konnte am besten raten.

Doktor Reinhold fühlte sich in allen Familien in seiner Reichwaterrolle wohl. Er durfte so manches sagen, fragen, andeuten, erfuhr und beobachtete so viel, was kein anderer beobachten konnte, daß er sich schon in seinen jungen Jahren als Stadtchronik herauszubilden begann.

Der Volkmar'sche Hanshalt war ihm nun ganz besonders interessant. Die Skandalgeschichte war jetzt so allgemein in der Stadt durchgefickert, daß er mit seiner Gönnerin, der Frau Professor Schulz, längst alle näheren Details ausgetauscht hatte.

Nun war die junge Frau fort. Das fiel ihm doch sehr auf.

Verreißt? Im Winter? Mit dem kleinen Kinde?

Doktor Reinhold begann sich zu wundern, daß sie gar nicht wiederkam. Er war nicht gerade schüchternen Natur. Im Gegenteil. Er hatte immer gefunden, daß er mit einer gewissen verblickenden Dreistigkeit am besten zum Ziel käme.

Gelegentliche, scheinbar ganz harmlose Fragen nach der Frau Gemahlin hatte Richard immer kurz abgeschnitten. Damit, merkte Doktor Reinhold, erreichte er bei dem verschlossenen Menschen nichts. Es galt also, ihn zu überrumpeln.

Und eines Tages, ganz wie von ungefähr, als er wieder vergebens nach der Rückkehr der jungen Frau gefragt hatte, hob er drohend den dicken Zeigefinger auf. Und über's ganze rosig Gesicht lächelnd, scherzte er:

„Doktor, die brennt Ihnen am Ende durch!“

Trotz seiner schönen männlichen Unberührbarkeit erschrak der junge Arzt doch beinahe über den Eindruck seiner Worte.

Richard Volkmar stand vor ihm wie ein Mensch, dem die fürchtbarste, entehrendste Kränkung widerfahren ist. Die Augen quollen ihm fast aus den Höhlen, die Stirn überflog ein jähes Rot, und mit ringenden, mühsamen Atemzügen flammelte er: „Was — was meinen Sie? Wer — wer sagt —?“

Also auch das hinaus in die Welt! Bald würden es die Spaten von den Dächern pfeifen: Volkmar's Frau ist durchgebrannt!

Nun ja, eines Tages mußte es ja doch heraus! Was half ihm das schamhafte Vertuschen und Verhüllen seines häuslichen Unglücks? Was that's, wenn sie sich noch ärger die Mäuler zerrissen um ihn! Zu verderben war ja nichts mehr.

„Gotte doch, Doktorchen, machen Sie doch keine Geschichten!“ tröstete Meinhold begütigend. „Ich hab' doch bloß Spaß gemacht! Entschuldigen Sie man.“

Da hatte sich Richard Volkmar so weit. Er versuchte zu lächeln, es kam aber nur ein peinvolles Verzerrn der Lippen heraus.

„Mit Ihrem Spaß haben Sie beinahe das Rechte getroffen.“ sagte er heiser.

Meinhold trat einen Schritt zurück. „Donnerwetter ja!“ murmelte er. Sein vergnügtes Gesicht sah auf einmal ganz ernst aus. Es kam ihm eine Ahnung, daß sich nicht alles auf der Welt mit einem gesunden Optimismus behandeln läßt, und daß der arme Teufel von Lehrer am Ende arg drinsäße.

Er machte das Gesicht, mit dem er in einer Familie die letale Wendung eines Krankheitsfalles anzuzeigen pflegte. Die Trauerfalten machten sich sonderbar auf dem gatten, fetten, roten Gesicht.

„Nicht möglich, Doktor! Donnerwetter! Thut mir ja riesig leid! Also wirklich — fort?“

„Sie hat mich verlassen. Vor vier Tagen,“ sagte Richard mit heroischer Fassung. Und ihm war's, als hätte sich heut erst eine eiserne, unübersteigbare Wand zwischen ihnen aufgerichtet. Jetzt waren sie getrennt — auf ewig.

Meinholds Gesicht verfinsterte sich immer mehr. Es trug jetzt den Ausdruck, mit dem er der Familie zu bemerken pflegte: „Der Tod ist eingetreten. Mein herzlichstes Beileid!“ Er drückte kondolierend Richards Hand.

„Ruh ja gräglich sein für Sie! Und nun noch den Kranken auf dem Halse. Und die Bedienung wohl auch nicht erster Güte? hm?“

„Es geht. Ich bin nicht anspruchsvoll.“

„Nocht sie denn leidlich, Ihr Drache draußen?“

„Wir bekommen das Essen aus dem Deutschen Hause.“

„So! Na, der Tisch ist ja ausgezeichnet. Ich speise auch da. Und sonst —“ Meinhold schien ein Stein vom Herzen zu fallen. Nun wurde es doch wieder menschlich. Er durfte schon lächeln, ohne frivol zu erscheinen. Der bärbeißige Volkmar lachte ja auch.

„Na — und sonst,“ fuhr er fort, „bißchen still ja wohl. Aber kein Kindergequarr. Und — Gotte doch — Junggeleiße sein, hat doch auch seine Vorzüge. Ich denke nicht ans Heiraten! Fällt mir nicht im Traume ein! So ist man Bahn im Korbe. Nachher, als Ehemann, gehört man zum alten Eisen. Ja, beinahe, lieber Doktor“ — Meinholds Optimismus brach wieder sieghaft durch — „beinahe“ möcht' ich sagen: eine so liebe, nette Frau sie auch war —, für Sie ist's ein wahres Glück, daß Sie sie los sind!“

Für diese mit dem Brustton innigster Ueberzeugung herausstompelte Bemerkung hatte Richard Volkmar nur ein ironisches Lächeln gehabt.

So ein ehescheuer Mensch, so ein Egoist, hatte er gedacht. Aber er konnte den Ausspruch nicht so leicht vergessen. Mit Gewalt wurde er in der nächsten Zeit immer wieder daran erinnert.

Fast von heut zu morgen vollzog sich ein Umschwung in seiner Stellung zu den Kollegen.

Er war so ziemlich isoliert gewesen. Wohl mit durch seine Schuld. Sein rauhes, verschlossenes, abweisendes Wesen hatte alle zurückgeschreckt, selbst die wohlwollenden, die es aufrichtig gut mit ihm meinten, wie zum Beispiel Horstmann.

Ich will keinem Ungelegenheiten bereiten, hatte er trotzig gedacht. Ich will kein Mitleid, keine Herablassung, keine Gnade. Seht Ihr einmal in mir den Missethäter, den Curer

unwürdigen Kollegen, den Mann, der Eurem ganzen ehrenwerten Stande Schande gemacht hat — nun gut! Ich kann's nicht ändern. Ich dränge mich Euch nicht auf.

Und so hatte er zuletzt nur noch mit den nächsten Kollegen, Rober und Vittrich, die nötigen amtlichen Beziehungen unterhalten. Er war der Ausgestoßene, das räudige Schaf, der von allen Gemiedene geworden, und in seiner verzweifeltsten Verbitterung war's ihm recht.

(Fortsetzung folgt.)

Naturwissenschaftliche Uebersicht.

Von Curt Grotteiwik.

Vor einigen Jahren hatte der Naturforscher Hans Friedenthal ein eigenartiges Experiment angestellt, um das Verwandtschaftsverhältnis des Menschen zu den Säugetieren zu prüfen. Er stütze sich dabei auf die Thatsache, daß das Serum eines Tieres die Blutkörperchen von verwandtschaftlich weit entfernt stehenden Tieren auflöst, während es die von naheverwandten Tieren unverändert läßt. Nun hatte er gefunden, daß das Serum von Menschenblut die Blutkörperchen aller Tiere auflöst, außer denen der menschenähnlichen Affen. Orang-Utang, Schimpanse und Gibbon, mit denen der Versuch vorgenommen wurde, erfuhren keine Veränderung in ihrem Blute durch das menschliche Serum. Das ist offenbar eine sehr frappante Bestätigung der Annahme, daß Mensch und menschenähnliche Affen sehr nahe mit einander verwandt sind. Kürzlich hat der Forscher ein weiteres derartiges Experiment angestellt. Wenn einem Kaninchen das Blutwasser (Serum) eines andern Tieres eingespritzt wird, so bekommt das Serum des Kaninchens die Eigenschaft, in den Blutlösungen jenes Tieres Niederschläge zu erzeugen während das Blut aller andern Tiere dadurch nicht getrübt wird. Nun wurde einem Kaninchen Serum von einem Pavian injiziert. Daraufhin brachte das Kaninchenserum in dem Blute von Pavianen, Stummaffen und Makaken, also lauter pavianartigen Tieren Trübungen hervor. Dagegen blieb das Blut vom Menschen und vom Schimpanse durchsichtig. Auch dieses Experiment zeigt daß das Blut von Menschen und menschenähnlichen Affen gleiche Eigenschaften besitzt während das anderer Affen sich abweichend verhält. Man teilt jetzt die Affen in schmalnasige, breitnasige und Krallaffen ein. Die Schmalnasigen aber sind jedenfalls in zwei sehr gesonderte Stämme zu zerlegen, die Menschenaffen und die Hundsaffen. Die ersteren hat man schon bisher nach formalen Gesichtspunkten von den letzteren abge sondert. Die Menschenaffen trennen mit dem äußeren Fuhrande auf, die Hundsaffen mit der ganzen Sohle, die ersteren besitzen keinen Schwanz und keine Badentaschen, die letzteren haben stets Gefäßschwielen. Durch die Experimente Friedenthals kommt nun noch ein neuer Unterschied hinzu, der vielleicht durchgreifender ist als alle andern zusammen: Menschenaffen und Hundsaffen haben verschiedenartiges Blut in sich, und das der Menschenaffen gleicht dem des Menschen. Diese letztere Thatsache ist nun für die Stellung des Menschen im zoologischen System sehr interessant. Der Mensch wird mit dem Menschenaffen zusammen in eine Kategorie gestellt. Gewiß giebt es auch so manche Merkmale, die den Menschen mit jenen Anthropomorphen verbinden. Aber diese Merkmale sind nicht so auffällig, und sie kommen außerdem auch diesem oder jenem Hundsaffen zu. Und auch von den Menschenaffen gleicht der eine mehr in dieser, der andre mehr in jeder Eigenschaft dem Herrn der Welt. Es lassen sich daher nicht so leicht einheitliche Charaktere aufstellen, die den Menschen mit allen Menschenaffen verbinden und ihn zugleich von andern Tieren zu unterscheiden. Aber die Gleichheit des Blutes ist nun jetzt ein sehr wesentliches Band, das Menschen und Menschenaffen vereint.

Durch einen glücklichen Zufall ist auch über die Zugehörigkeit einer andern Säugetiergruppe, der Seehunde, neues Licht verbreitet worden. Im Juni d. J. wurde nämlich im Zoologischen Garten zu Berlin ein junger Seehund geboren, der zwar am Morgen tot aufgefunden wurde, aber an dem doch bei sachkundiger Untersuchung durch A. Nehring einige Eigentümlichkeiten bemerkt wurden, welche auf die Stellung dieser Tiere im System Rückschlüsse erlauben. Ueber die neugeborenen Jungen der Seehunde hatte man noch wenige sichere Nachrichten. In der Gefangenschaft pflanzen sich die Tiere überhaupt sehr selten fort. Um so interessanter ist das Ereignis im Berliner Zoologischen Garten. Das Junge war auffallend groß, wie denn alle Jungen der Seehunde in sehr entwickeltem Zustande zur Welt kommen. Das ist offenbar eine Anpassung an das Leben im Wasser, in dem die Aufzucht von jungen Säugetieren weit schwerer ist als auf dem Lande. Die Seehunde gehen deshalb auf eben so viele Monate trächtig wie die Hunde Wochen. Das Junge des Seehundes — es handelt sich hierbei um den gemeinen Seehund *Phoca vitulina* — war mit einem langen, weißlichen, weichen Säuglingshaar bedeckt, doch sah dieses so wenig fest, daß es sich beim Präparieren der Haut zum Teil ablöste und das darunter befindliche definitive, kurze, straffe Haarleid zum Vorschein kam. Die Jungen des gemeinen Seehundes, die im Juni zur Welt kommen, bedürfen des warmen Felles nicht. Dagegen behalten dieses die Sprößlinge der beiden andern deutschen Seehundsarten, des geringelkten Seehundes und der Stiegelrobbe gegen sechs Wochen bei. Da sie gegen Ende Februar oder im März geboren werden, also zu einer Zeit, wo die Küsten der östlichen Ostsee, noch in Eis und Schnee starren, so ist ihnen das dicke Fell sehr nützlich. Infolge der langen Trächtigkeitdauer und der weiten Entwicklung bei

der Geburt bedürfen die Seehunde kaum eines Milchgebisses. Die Milchzähne erscheinen denn auch bei den jungen Tieren in sehr verkümmerten Zustände. Auch bei dem untersuchten Exemplar hat Nehring, der in der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“ darüber berichtet, nur zwei sehr reduzierte Milchzähne und zwei ebensolche schwache Milchbackenzähne feststellen können. Die definitiven Zähne waren entweder bereits durchgebrochen, oder sie waren nahe daran, durchzubrechen.

Das Interessanteste an diesem Seehundsjungen waren aber zwei Merkmale, die auf Beziehungen zu anderen Tiergruppen hinweisen. Das Tier hatte nämlich eine kleine, aber doch deutlich hervortretende Ohrmuschel, und dann waren seine strahlenförmigen sehr stark, fast halbkugelförmig gekrümmt, und zwar sowohl an den Vorder- wie an den Hinterflößen. Aus diesen beiden Merkmalen, die ohne Zweifel Ueberbleibsel aus der Abstammung der Seehunde darstellen, läßt sich ein Schluß auf die Abstammung dieser Tiergruppe ziehen. Die Flossensäugtiere bilden drei Familien, die Walrosse, Ohrenrobber und Seehunde. In ihrer Gestalt schließen sich alle Flossensäugtiere so sehr an Landtiere an, daß sie ohne Zweifel früher einmal auf dem Lande gelebt haben. Zwar sind ihre Gliedmaßen in Flossen übergegangen, aber an diesen ist doch noch einigermaßen die Form von Beinen mit Gelenken und Krallen zu unterscheiden. Die Ohrenrobber haben die ursprüngliche Form wohl noch am meisten bewahrt, sie benutzen ihre Gliedmaßen noch zum Gehen, wenn schon ihr Gang nicht gerade gewandt ist. Sie besitzen auch noch Ohrmuscheln. Da nun der junge, von Nehring untersuchte Seehund ebenfalls Ohrmuscheln besaß, so rücken dadurch die Seehunde den Ohrenrobber näher. Ohne Zweifel haben auch die Walrosse einst diese Ohrklappen besessen. Alle Flossensäugtiere halten sich an den Küsten auf und pflanzen sich auf dem Lande fort. Sie tragen ein Haarkleid. Alles das beweist ihre Abstammung von Landtieren. Nach dem Bau des Skeletts, z. B. dem Mangel eines Schlüsselbeins, ferner nach der Erbeutung lebender Tiere hat man die Flossensäugtiere in verwandtschaftliche Beziehungen zu den Raubtieren gebracht. Die gekrümmte Krallen des jungen Seehundes deutet nun erst recht auf eine Abstammung von jener Säugetierordnung hin. Solche halbkugelförmig gekrümmten Krallen besitzen die Katzen. Eine nähere Verwandtschaft mit diesen wäre also nicht unmöglich. Es ist aber sehr wohl denkbar, daß die verschiedenen Gruppen der Flossensäuger von verschiedenen Raubtieren abstammten, um so mehr, als diese im ganzen ziemlich übereinstimmende Formen haben.

Durch sehr eigenartige Entdeckungen sind wir neuerdings auch über das nähere verwandtschaftliche Verhältnis des Mammuts unterrichtet worden. In der höhlenreichen französischen Landschaft Perigord sind in verschiedenen Höhlen zahlreiche bildliche Darstellungen von Tieren der älteren Steinzeit neu entdeckt worden. Der Académie des sciences wurden Skizzen davon bereits im Dezember vergangenen Jahres vorgelegt. Es handelt sich hierbei nicht nur um Einritzungen in Elfenbein und Knochen, sondern um Darstellungen im Gestein, an den Wänden der Höhle. Rentier, Wildpferd, Steinbock, Mammut, die damals Zeitgenossen des Menschen waren, sind von dem Künstler ziemlich gut wiedergegeben worden. Ja, wir finden hier sogar die Anfänge der Malerei. Denn einzelne Linien sind mit farbigen Substanzen gezogen. Das eröffnet schon den Einblick in eine gewisse Kultur. Es gehört eine gewisse Fertigkeit dazu, diese Tierbilder zu zeichnen. Und da die Höhlen finster waren, so bedurfte es des künstlichen Lichtes, — man hat auch Lampen gefunden — um die Zeichnungen auszuführen und zu betrachten. Haustiere gab es damals noch nicht, aber auf mehreren Zeichnungen tragen die Pferde Zäume. Vielleicht war es doch schon gelungen, wenigstens das Pferd einigermaßen zu zähmen. Uebrigens erinnert eins dieser gezäumten Pferde, worauf G. Kallbe in der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“ jetzt aufmerksam macht, an das unsern Haustier am nächsten stehende Wildpferd, das Przewalski-Pferd. Dadurch wird es um so wahrscheinlicher, daß dieses der direkte Ahne unsres Rosses ist. Aber noch auf eine andre verwandtschaftliche Beziehung lassen uns die Zeichnungen einen Schluß ziehen. Auf ihnen ist nämlich das Mammut mit einem Rüssel dargestellt, der am Ende nicht einen fingerförmigen, sondern zwei lippenförmige Fortsätze besitzt. Man kannte bisher dieses Organ des Mammuts noch nicht so genau, stellte es aber auf schematischen Abbildungen mit einem Finger dar. Einen solchen Rüssel trägt nämlich der indische Elefant, bei dem allerdings die Schmelzfalten der Backenzähne ähnlich gebildet sind wie beim Mammut. Allein da dieses einen Rüssel besaß, der zwei breite lippenförmige Greiforgane trägt, wie sie dem afrikanischen Elefanten eigen sind, da der letztere auch in der starken Ausbildung der Stoßzähne dem ausgestorbenen Dickhäuter gleicht, so ist es sicher, daß nicht der indische, sondern der afrikanische Elefant ein direkterer Nachkomme des Mammuts ist. So ist denn hier zum erstenmal der Fall eingetreten, daß uns Kunstprodukte einer vergangenen Erdperiode Aufschlüsse über die Verwandtschaft von Tieren geben, die in jener Zeit gelebt haben.

Kleines feuilletton.

— Achtzig Kraken. Ueber eine originelle Scheidungsfrage berichtet das „Wiener Extrablatt“ aus Wien vom 3. d. M.: In Verhandlung beim Landesgerichte in Zivilsachen stand die Scheidungsfrage der hiesigen Hausmeisterin Aloisia Piena gegen ihren Mann Joseph, damit begründet, dieser komme täglich betrunken nach Hause

und gebe für die Wirtschaft seit langem kein Geld. Das Paar ist seit zwanzig Jahren verheiratet.

Vorsitzender: „Was sagen Sie dazu, Herr Piena?“

Gatte: „Ich geb' ihr kein Geld, weil sie alles für ihre Kraken braucht.“

Vors.: „Und wie ist's mit dem Betrunken-Nachhausekommen?“

Gatte: „Das geb' ich ohne weiteres zu . . . aber wer ist schuld? Sie mit ihren Kraken!“

Gattin: „Is alles mit wahr! Ms Hausmeistern hab' ich zwei, drei Kraken . . . die werden aber von den Parteien gefüttert, mich kosten s' keinen s' nuzer!“

Gatte: „Hoher Gerichtshof! Sie hat achtzig Kraken! Achtzig Kraken! Ich hab's gezählt, ich beeid's!“

Gattin: „Und ich beeid', daß nur zwei, drei sind!“

Gatte: „Ich hab' Zeugen für achtzig . . . ich könnt' auch die achtzig Kraken herbringen.“

Vors.: „Kein, nein! Wir werden nicht über die Kraken als Ehescheidungsgrund verhandeln!“

Gatte: „Ich hab' ihr aber oft zehn Gulden in der Woche geben . . . die Kraken hat's damit g'füttert . . . ich hab' nig zu essen kriegt!“

Gattin: „So? Wie er zu mir kommen is, hat er nig g'habt, als wie drei zerfetzte Hemden und eine Butten . . . und jetzt hat er a Geld in der Sparkasse!“

Vors.: „Wollen Sie sich nicht ausgleichen?“

Gattin: „Durchaus nicht!“

Gatte: „Ich auch nicht!“

Vors.: „Vielleicht scheiden Sie sich einverständlich?“

Gattin: „I bin dabei, recht gern!“

Gatte: „Aber ich möcht' erst das viele Geld zurück haben, mit dem sie die ganzen zwanzig Jahr d' Kraken g'füttert hat! Mich der Mann für Kraken sorgen?“

Vors.: „Das wäre ein ganz neuartiger Rechtsstandpunkt!“

Gatte: „Also will ich was von den Sachen!“

Vors.: „Sagen Sie genau, was Sie eigentlich wollen!“

Gatte: „A Bett, an Tisch, zwa Sessel, a Nachtsattel und an Schreibstisch . . . dann lann's meinetweg'n achthundert Kraken halten!“

Vors.: „Und Sie, Frau Piena?“

Gattin: „I verlang' gar nig! I verzicht' auf alles . . . nur er soll geh'n.“

Vors.: „Er lann also die Sachen bei Ihnen abholen?“

Gattin: „Gleich nach der Verhandlung!“

Vors.: „Das gegenseitige Begehren auf Scheidung aus dem Verschulden des andren Teils wird also fallengelassen?“

Beide Gatten: „Jawohl!“

Vors.: „Und Sie einigen sich auf einverständliche Scheidung?“

Gattin: „Recht gern, von ganzem Herzen!“

Gatte: „Ich auch vom Herzen!“

Der Vorsitzende verkündet nun die Ehescheidung auf Grund einverständlichen Begehrens. —

cc. Das Brot einst und jetzt. Es ist eine anerkannte Tatsache, daß unser heutiges Brot bedeutend an Nährwert gegen früher verloren hat, und zwar ist es durch die Entfernung der Zellhaut einweiß- und salzärmer geworden. In der Mehl bekommt das Vieh das Beste von der Getreidefrucht. In neuerer Zeit hat man zwar auf verschiedene Weise versucht, dem Korn und Weizen die Zellhaut zu erhalten, indem man das Getreide in Wasser weichen läßt und dann auf mechanischem Wege die groben Hülsen von den Körnern entfernt. Aber durch der Weidungsprozeß gehen auf osmotischem Wege Mineralsalze aus der Zellhaut des Kornes in das Wasser über, in welchem man es quellen läßt. Also ist auch auf diese Weise nicht eine wirkliche Hebung des Uebelstandes herbeizuführen! Ein weiteres Moment, das das Brot verschlechtert, ist die Schnellbäckerei. Früher mußte ein Brot 2—2½ Stunden im Ofen sitzen, heute ist der Backprozeß schon in einer Stunde beendet. Meist bekommt man auch nur halbgebadenes Brot zu kaufen und die Bäcker sind auch schon daran gewöhnt, uns „altbadenes“ Brot zu verabreichen, wenn man gut gebadenes verlangt. Doch auch die Polizeiverordnung, daß der Laib Brot ein gewisses, genaues Gewicht haben muß, hat verberberlich gewirkt. Früher tarzierte man das Brot nach Größe und Qualität. Heute richten die Bäcker den Laib so ein, daß, wenn er halbwegs zu Brot verbacken ist, das Brot noch seine Pfunde wiegt. Je länger das Brot im Ofen sitzt, um so mehr verliert es an Gewicht. Das Publikum, so meint unser Gewährsmann, A. S. Scholta, in der Zeitschrift „Gesundheit“, unterstützt noch diese Tendenz der Bäcker, wenn es mit Vorliebe das auf diese Weise „neugebadene“ Brot kauft, wobei es ein gut Teil Wasser mitkauft. Und doch giebt es auf die Dauer kaum etwas Ungefundenes, als schlechtgebadenes Brot. Gut durchgebadenes Brot ist bereits vorverdaut, schlecht durchgebadenes dagegen nicht. Beim Backprozeß setzt sich ein Teil des Stärkemehls in Dextrose um, die Brotrinde enthält am meisten Dextrose (Traubenzucker). Im gut durchgebadenen Brot ist die Sauerhefe abgetötet, im schlecht durchgebadenen nicht. Die lebenden Sauer- und sonstigen Hefezellen sind für unseren Organismus schädlich. Sie erzeugen Stoffwechselprodukte durch chemische Spaltung der Stärkemehls- und Eiweißsubstanzen der genossenen Nahrung. Magen- und Darmgärung ist oft die Folge der Hefezellwirkung. Gut durchgebadenes Brot erfordert viele Kau-Akte, schlecht durchgebadenes nicht. Gut durchgebadenes Brot wird vom Darm gut ausgenützt. Daher das Sättigungsgefühl bei gutem Brot und der

Brotbunger bei nicht genügend ausgebackenem. Besonders für das Grobbrot ist ein gutes Durchbacken notwendig und der Fiskus thut gut daran, daß er das Kommißbrot so gut durchbacken läßt. Schade nur, daß sich das große Publikum nicht mehr für die Sache interessiert und wenigstens vorderhand zu dem Ausweg Zuflucht nimmt, jeweilen den Brotkauf vorher zu bestellen mit der Bedingung, daß er eine halbe Stunde länger im Ofen bleiben müsse, als es gewöhnlich geschieht. Würde diese Forderung in vielen Einzelfällen wiederholt, so würden naturgemäß die Bäcker nachgeben müssen. —

Theater.

Intimes Theater. "Ein Roué." Lustspiel in 1 Akt von R. Burmsfeld. "Ledige Ehemänner." Schwank in 3 Akten von Leo Walter Stein und Arthur Lippschig. — Man sollte wieder Alexanderplatz-Theater sagen! Im Aushängeschild "intim" und hinterdrein ein Schwank, das wirkt denn doch zu paradoxitätlich. Mit dem Burmsfeldschen Lustspiel-Einakter begann der Abend recht melancholisch. Daß ein junger Mann in angenommener Roué- und Don Juan-Maske die Eitelkeiten eines sensationslüsternen Mode-Damens gereizt und so ihr "Herz" gewonnen hat, dann aber, als er zögernd seine Unschuld zu erkennen giebt, mit tiefer sittlicher Entrüstung von der Enttäuschten zur Thür hinauskomplimentiert wird, ist gar kein übler satirischer Einfall. Aber Herr Burmsfeld hat mit der Idee nichts anzufangen gewußt. Die Ausführung war steif, öde, geradezu verlegend un wahr, das Gegenstück zu allem, was das Wörtchen "intim" verspricht, und auch das Spiel ließ sehr zu wünschen übrig. Da wirkte schon die ganz ideenlose Lustigkeit der "Ledigen Ehemänner" ungleich erfreulicher. Der Schwank mit seinem reichen Tempo der Verwickelungen, mit dem wilden Hin und Her der aufgestoßenen und wieder zugeschlagenen Türen, mit der Frigolität der Effekte, mit dem behenden Witz des Dialogs verriet, trotzdem die Ehe von dem Ehemann diesmal nicht gebrochen ward, ganz und gar französische Schulung. Dabei schien er aber früher, sorgloser, nicht so schachbrettmäßig ausgeklügelt, wie die mittlere Importware. Mit Pariser Etikett veriehen, hätte er im Residenz-Theater, wo gegenwärtig die sehr viel schwächere Hemequinische "Kammerzose" das Regime führt, vielleicht volle Häuser machen können. Es handelt sich um eine gestörte Hochzeitsreise. Zwei junge Leute haben vor Jahren mit einander eine hohe Konventionstrafe, für den beiden, der sich je verheiratet würde, festgesetzt. Nun sind beide dem Ehefischal verfallen, der eine in Sibirien, der andre in Berlin. Eben wie der Berliner nach der Trauung zur Hochzeitsreise keine Koffer packt, wird ihm die Ankunft des lange Versprochenen gemeldet. Um das Strafgeißel zu ersparen, bemüht sich jeder, den Ledigen zu spielen. Die junge Frau des Doktors wird als Assistentin vorgestellt; der Sibirier, die Frau desselben und ein Freund intrigieren, um den scheinbar so hartnäckigen Junggesellen mit der Assistentin zusammenzubringen usw. usw. Drei Akte durch, von dem Schwiegereltern-Paar des Doktors mitgemacht, tobt die erfindungsreiche Hejlagd der Unmöglichkeit fort. Der bloßen Situationskomik, die mit abgegriffenen Schablonengestalten arbeitet, würde man bald überdrüssig. Aber hier gab es — und das entschied den Erfolg — eine neue, mit wirklich humoristischem Behagen ausgemalt. Schwankfigur, eben jenen Freund des Zurückgekehrten, Heinesetter, den unerschütterlich getreuen, jovial-tallos-gemüthlichen ostpreussischen Hünen mit der weißen Bique-Beise um den mächtigen Leib. Die Rolle wurde von Herrn Stein, einem der beiden Autoren, mit ganz urwüchsiger Echtheit gespielt. Wer die Leute von dort oben kennt, mußte an diesen Naturlauten seine Freude haben. Das Publikum war außerordentlich dankbar. —

Geographisches.

k. Eine Forschungsreise in Patagonien. In bisher unerforschte Gebiete eines seltenen Landes ist der englische Reisende Hesterh Richard vorgedrungen, der ausgezogen war, um Spuren des prähistorischen Nylodon zu entdecken. Diesen Zweck seiner Reise hat er zwar nicht erreicht, aber er konnte wertvolle Beobachtungen über Land und Leute jammeln, über die er in seinem soeben in London erschienenen höchst interessanten Buche "Trough the Heart of Patagonia" Bericht erstattet. Er hat auch zwei bemerkenswerte Entdeckungen gemacht. Er fand eine bis jetzt nicht klassifizierte Art des patagonischen Puma, der sehr selten, viel wilder und etwas kleiner als der gewöhnliche graue Puma ist und eine rötliche Farbe hat. Er hat das Tier "Felis concolor Pearsoni" genannt. Am äußersten Rande der Cordillere entdeckte er einen auf keiner Karte verzeichneten See, den er "Pearson-See" benannte. Eine fesselnde Schilderung entwirft er von der wilden Berg-einsamkeit, in die er auf seinen Reisen kam: "Von weitem scheinen die Wälder die Hügel und Vorsprünge der Cordillere mit einer scheinbar undurchdringlichen schwarzen Masse einzufassen, die bis in die Schneefinie reicht und oft in sie übergeht. Nähert man sich, so ist die Farbe ein tiefes dichtes Grün, das die Eigenschaft zu haben scheint, Licht zu absorbieren, so daß sich, wenn man auf die weite Laubfläche hinten in der Ferne blickt, wo Thäler und Bergreihen sich hintereinander schließen, ein Eindruck der Düsterei und des Geheimnisvollen auf den Geist legt." In Patagonien sind viele Tausende Quadratmeilen Waldes unerforscht. Kein Mensch lebt dort, und es ist zweifelhaft, ob jemals Menschen dort gelebt haben; denn jedes tierische Leben, durch das er hätte leben können, fehlt. Ein sehr interessantes Kapitel handelt von den Sitten und Ge-

Verantwortlicher Redakteur: Carl Reid in Berlin. — Druck und Verlag:

bräuchen der Tehuelchen, einer indianischen Rasse, die im Aussterben ist. Die Ursache dieses schnellen Unterganges ist der Alkohol. Die Tehuelchen glauben an gute Geister und Teufel. Der herrschende Geist des Bösen heißt "Gualicho", und sie verbringen einen großen Teil ihrer Zeit damit, vor seinem Zorn zu fliehen oder ihn günstig zu stimmen. "Man sieht öfter bei Tagesanbruch einen Trupp Indianer plötzlich aufstehen, auf ihre Pferde springen und heulend und geistfühlend über die Pampas galoppieren. Sie wollen nur Gualicho von ihren Zelten in seine Schlupfwinkel in den Cordillere zurück verschrecken." Nach ihrem Glauben schuf der gute Geist die Tiere in der Höhle eines "Gortes Hügel" genannten Berges und gab sie seinem Volk zur Nahrung. Die Frauen nehmen bei die en patagonischen Indianern eine verhältnismäßig hohe Stellung ein. Sie kochen, verrichten aber wenig harte Arbeit. Die Vielweiberei ist erlaubt, wird aber sehr selten geübt. Die Männer verbringen ihre Zeit fast ganz auf den Pferden.

Richard hat viel gejagt; wochenlang war er und die andren Mitglieder der Expedition davon abhängig, was sie schossen. Das gewöhnlichste Wild ist das Guanaco oder Lama, das herdentweises auf den Ebenen Patagoniens gras. In einigen Teilen sind sie wild und müssen gezwungen werden, in andren Teilen sind sie zahm und können leicht geschossen werden. Das "Huenu" ist ein den südlichen Cordillere eigentümliches Wild. Es hat kein sehr schönes Geweih, denn acht Sprossen werden schon für eine sehr gute Trophäe gehalten. Die Tiere sind im allgemeinen sehr zutraulich, da sie in Gegenden leben, wo sie selten einen Menschen sehen. Pumas sind sehr gewöhnlich und greifen gelegentlich einen Menschen an. Auch der Cordillerevolk ist furchtlos, und wenn man sich ihm zu sehr nähert, bereitet er sich auf einen Kampf vor. Wilde Gänse und Enten fand Richard in der Nähe der Küste, auch viele Velsassinen. Wullen und Kühe sind sehr wild und zögern nicht, den Menschen anzugreifen. Sehr gut war auch die Jagd auf Strauße. Von dem Kondor schreibt Richard: "Gegen die helle Farbe des Himmels gesehen, scheint er mit seinem statlichen Fluge und der großen Spannung bei bewegungslosen Säwingen ein edles Tier; aber in der Nähe hat er das abstoßende Neuhere der übrigen Raßvögel. Seine Größe ist ungeheuer." In Patagonien giebt es keine Ruinen, keine Zeichen alter Städte oder Spuren früherer Zivilisation; trotzdem hat das Land eine große Zukunft. Patagonien könnte außerordentlich viele Rinder und Schafe zur Versorgung der Welt liefern. Das Klima ist gut und trotz der harten Winter sehr gesund. —

Humoristisches.

— **Unerwartete Antwort.** Ein niederbessischer Pfarrer hatte in seiner Gemeinde einige rüddige Glieder, die der Branntweinflasche unmäßig zusprachen und die zu bessern sein eifriges Bemühen war. Zu ihnen gehörte auch ein mehr als siebzig Jahre alter Schäfer. Eines Tages traf nun der Geistliche auf seinem Spaziergange belagten Schäfer bei seiner Herde und beschloß, die Belegenheit zu benutzen und dem Alten, der erst kürzlich völlig berauscht in seiner Schäferhüte aufgefunden worden war, ins Bewußtsein zu reden. Da er aber kein zorniger Eiferer war, sondern durch milde und lehrreiche Ermahnungen zu wirken suchte, begrüßte er sein verirrtes Gemeindeglied mit freundlichen Worten, sprach mit ihm über Wetter, Ernte und bergleichen und sagte dann wie beiläufig:

"Nun ist ja der alte R. auch zur ewigen Ruhe eingegangen. Bierundachtzig Jahre alt! Ein schönes Alter!"

"Do hon Se recht, Herr Parr", bemerkte der Hüter der Schafe beifällig nickend.

"Er hat aber auch", fuhr der Pfarrer fort, indem er den Schäfer ernst ins Auge faßte, "in seinem Leben nie einen Tropfen Branntwein getrunken."

Der brave Schäfer nickte wieder zustimmend und erwiderte treuherzig: "Wissen Se, Herr Parr, ich hon schon so bi me gedacht, wann he alliemol en Schnäpschen gedrunken hätte, viellichte lewete he dann noch." — (Frankfurter Zeitung.)

Notizen.

— **Strindbergs Schauspiel "Erich XIV"**, geht am 17. November erstmalig (in Deutschland) am Schweriner Hof-Theater in Scene. —

— **"Andreas Hofer"**, eine Oper von Emanuel Moór, erlebt am 9. November im Neuen Stadt-Theater in Köln ihre Erstaufführung. —

— **E. R. v. Rezniceks Volkoper "Zill Eulenspiegel"** wird im Opernhaus nach Neujahr gegeben werden. Die Damen Destinn und Göbe, sowie die Herren Kraus, Knüpfer und Rebe singen die Hauptrollen. —

— **Im Buntten Theater** wird nächstens eine einaktige Operette "Cirkusdamen" von Ludwig Schytte aufgeführt werden. —

— **Um Säure und Wandsaden biegsam und seidenglänzend zu machen**, legt man nach dem "Gewerbeblatt für Württemberg" die Gegenstände $\frac{1}{2}$ Stunde in eine nicht zu dünne Leimlösung, dann 1—2 Stunden in eine erwärmte Abkochung von Eichenrinde mit etwas Catechu, trocknet sie und reibt sie mit in Del getränkten Lappen. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 9. November.

Vorwärts Buchhandlung und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.